

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 10 (1906)

**Artikel:** Elisabeth [Fortsetzung]  
**Autor:** Schaffner, Jakob  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-576330>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

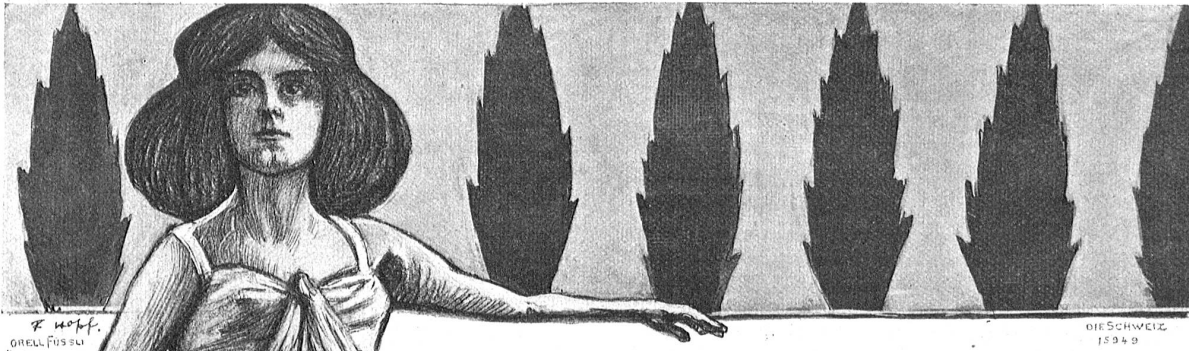
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 07.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Elisabeth

Erzählung von Jakob Schaffner, Basel-Berlin.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Mehrere Wochen nach diesen Begebenheiten geschah es, daß der alte Herr des Morgens nicht zur gewohnten Stunde seine Schlafstube verließ und auch zur Zeit

des Frühstückes noch nicht erschienen war.

Unruhig geworden, entschloß sich die Tochter, nach der Ursache seines Ausbleibens zu sehen. Da sie auf ihr Pochen keine Antwort erhielt, wollte sie die Türe öffnen, was ihr aber ein schwerer Körper, der dahinter am Boden lag, verwehrte. Doch erzwang sie sich durch Zurückschieben des letztern soviel Raum, als nötig war, ihre bange Ahnung bestätigt zu sehen. Den alten Herrn hatte, als er eben im Begriff war aus seiner Kammer zu treten, ein Schlagfluß vor seiner Türe zusammensinken lassen.

Elisabeth war keine Natur zum Jammern und zum Verzagen. Gefaßt und besonnen, wenn auch mit bleichen Lippen tat sie alles, was ihr in diesem Fall rätlich deuchte. Mit Hilfe des herbeigerufenen Urban legte sie den Bewußtlosen auf das kaum verlassene Bett zurück, und noch ehe der Arzt erschien, erwachte der alte Herr aus seiner Ohnmacht. Dadurch ward die Untersuchung um vieles erleichtert, und des Arztes Erkenntnis lautete wenn auch nicht eben tröstlich, doch auch nicht sonderlich beängstigend. Der Meister hatte den Gebrauch seiner Füße voraussichtlich für immer verloren, konnte aber in diesem Zustand leichtlich noch viele Jahre weiter leben. Bestimmteres war nicht zu sagen, und dieser Ungewißheit entsprach auch die Bangigkeit, welche die besorgte Tochter fortan nicht mehr verließ.

Dieser Vorfall zog für die nächste Zukunft eine Reihe Fragen nach sich, die sich sowohl auf das Geschäft als auch auf die Tochter des alten Herrn bezogen und deren der letztern lebhafter Geist sich rasch bemächtigte. Da Herr Grolt nicht wußte, wie der nächste und wann der Hauptschlag erfolgen werde, hielt er es für klug, sein Haus zu bestellen, solange er noch seines Verstandes mächtig war.

Zuvörderst mußte es sich darum handeln, die in die Zukunft weisenden Geschäfte rasch zu erledigen und unbestimmte Verhältnisse bestimmend zu beeinflussen. Unter diese Kategorie von Dingen gehörten Elisabeths Verbindungen mit ihrem gestrigen Cavalier, Herrn Greislein. Greislein gehörte zur aristokratischen, reifern Jugend der Stadt, war des Fräuleins Verlobter und ein in jeder Hinsicht wünschenswerter Gemann. Hatte sich Herr Grolt bisher den passiven Widerstand seiner Tochter gefallen lassen, so war er nun ernstlich bemüht, Elisabeth von der Notwendigkeit einer endlichen Entschließung in seinem Sinne zu überzeugen, intemalen Herr Greislein denn doch kaum mehr manchen Gegenstand entdecken mochte, auf dem er ihrer beider vereinigt Monogramm oder auch Elisabeths Namen allein mehr oder minder versteckt anbringen konnte. Außerdem hatte er seinen Freunden schon des Weiten und Breiten erzählt, wie er sich auf die Brautnacht vorbereite und wie er sich nun gar nicht mehr fürchte, bei seiner Frau zu bestehen. Man lachte über das kindliche Greislein, lachte über das laue Verhältnis und hielt sehr wenig Achtung bereit vor dem künftigen Ehestand, der unter solchen Zeichen sich ankündete. Zum Unglück wußten weder Herr Grolt noch dessen Tochter um die zum Teil auch auf ihre Kosten umgehende Ergötzlichkeit, und Elisabeth ließ sich endlich von ihrem kranken Vater willig finden, in drei Monaten mit Herrn Greislein vor den Altar zu treten. Herrn Grolts andere Sorge war sein Geschäft, und daß er in Urban einen so tüchtigen Stellvertreter hatte, erleichterte ihm diese Sorge nur halb. Er liebte sein Geschäft wie ein drittes Kind — das zweite war ein Sohn, der sich zurzeit studienhalber in einer deutschen Universitätsstadt befand — und wünschte es sowohl als seine Tochter in guten Händen dauernd verjorgt zu wissen. Daraus ergab sich für Urban die Frage, ob er sich in dieser Stadt als in einer zweiten Heimat für immer festsetzen solle.

Vorderhand hatte er das Geschäft als Stellvertreter zu leiten; alle Aufträge gingen durch seine Hand, und wenn sich der Meister über die Erledigung auch Bericht erstatten ließ, so war das bloß eine Form, deren Urban leichtlich, der Meister aber nur schwer hätte entbehren können.

Urban war nun den ganzen Tag im Geschäft; denn, um immer bei der Hand zu sein, mußte er auch über Mittag bleiben und am Tisch des Meisters teilnehmen. Das durch die Sorge um den gemeinsamen Gegenstand bedingte intime Zusammenleben mit dem Meister und seiner Tochter brachte auf ganz natürliche Weise die jungen Leute einander näher. Wenn zum Beispiel Urban den Meister in irgend einer wichtigeren Angelegenheit zu sprechen wünschte, so mußte er sich doch zuerst an das Fräulein wenden, um zu erfahren, ob der Patient nicht gerade schlief oder ob sein Befinden, nach dem er sie überhaupt jeden Morgen befragte, ein solches Zubringen tunlich erscheinen ließ. Erhielt er dann einen ungünstigen Krankenbericht, so legte ihm schon die Liebe zu dem alten Herrn einige teilnehmende Worte auf die Zunge, die immer einen freundlichen Dank von ihrer Seite ernteten. Mußte hinwiederum sie ihm irgend eine Botschaft überbringen, so konnte er auch wieder nicht umhin, ihr ins schöne Gesicht zu sehen, während sie sprach. War ihm etwas unklar geblieben, so mußte er um genauere Einzelheiten bitten. War die Sache schon erledigt, aber in einem etwas andern Sinn, so war er in der Lage, ihr einen kleinen Vortrag zu halten. Machte das Hauswesen irgend eine mühsamere Hilfeleistung nötig, so mußte sie statt ihres Vaters jetzt Urban bitten, da sich keine andere männliche Person im Haus befand, wobei bald er, bald sie je nach der augenblicklich klarern Einsicht anordnend oder ausführend tätig war.

Die Erkenntnis der beiderseitigen Tüchtigkeit war die Erzeugerin einer zunehmenden Wertschätzung, auf deren Grundlage sich auch allmählich eine gewisse Vertrautheit einstellte. Hatte man nun einmal die gegenseitigen Vorurteile abgelegt, so war man auch neugierig zu erfahren, worin das Mißverständnis seinen letzten Grund fand, und so sah Urban eines Tages, als er beim Essen allein dem Fräulein gegenüber saß, von ihr sich ebenso geschickt als freundlich veranlaßt, die Ursachen seiner gleich anfänglich beobachteten schroffen Haltung ihr gegenüber darzutun, worauf er jene Andeutungen des alten Herrn getreulich wiedergab.

„Weiß Gott, daran hat mein Vater nicht wohl getan!“ jagte Elisabeth sehr ernst, als Urban geendigt. „Sie mußten mich für ein leichtsinniges Mädchen halten, das darauf ausgeht, leichte Siege zu feiern. Dann taten Sie allerdings recht, mir in diesem Sinn zu begegnen, wenn Sie auch ein wenig gewalttätig dabei zu Werke gingen.“

„Ich mag diese nachträgliche Zurechtweisung verdienen,“ entgegnete Urban etwas kleinlaut. „Aber ich versichere Ihnen, daß ich Sie nicht einmal recht angesehen, ehe ich Ihnen den Handschuh hinwarf. Denn ich meinte damals, schon angenehmere Gesichter gesehen zu haben, und das war ein Irrtum, den Sie mir verzeihen mögen.“

„Nun? Und Ihre Tänzerin vom Xenia-Jubiläum?“

„Ist . . . Kannte ich damals noch nicht.“

„Ist? Was ist sie?“

„Entschuldigen Sie, daß Sie es noch nicht wissen; aber die Zeit war möglichst ungünstig zu einer derartigen Mitteilung. Sie ist meine Braut.“

Elisabeth wußte weder, warum dieses Geständnis ihr so wenig gefiel, noch, warum sie entgegnete:

„Und Herr Greislein ist mein Bräutigam.“

In Urbans Gesicht zuckte etwas, als er entgegnete:

„Ich weiß davon.“

„Inzwischen saß aber das Fräulein schon wieder fest im Sattel.“

„Und wie verhielt sich dann Ihre damalige Definition der Liebe zu diesem Ereignis?“ fragte sie kampf-lustig.

Wieder zuckte es in seinem Gesicht. Dann aber sagte er, sich zusammennehmend:

„Das ist vorbei.“

Elisabeth war sein verräterisches Mienspiel nicht entgangen, und rasch fragte sie ihn, was er vorhin verschluckt habe.

„Verschluckt ist verschluckt. Fragen Sie nicht mehr darnach!“ war seine ausweichende Antwort.

„Ich glaube ein Recht darauf zu haben, es zu erfahren,“ beharrte sie ernsthaft.

„Wohl! Wem die Gedanken von der Stirn leuchten, ist ein schlechter Diplomat. Ich dachte: meine Definition der Liebe verhält sich zum Ereignis meiner Verlobung, wie die Tatsache Ihres Brautstandes zu meinen heutigen Begriffen von der Liebe. Sie hielten mir damals entgegen, daß ich nicht wisse, was die Liebe sei. Erlauben Sie, daß ich Ihnen dieselbe Wohlthat erweise.“

Nach einigem Schweigen sagte das Fräulein sehr ernst:

„Sie täuschen sich. Es ist doch nicht dasselbe. Ich brachte meine Mahnung zu guter Zeit an. Sie kamen zu spät zu mir.“

Urban meinte das Fräulein wohl richtig zu verstehen, wollte sie aber geflissentlich nicht so verstanden haben. Er kam sich jedoch selbst kleinlich vor, als er lächelnd entgegnete:

„Wieso denn zu spät?“

Sie richtete einen langen Blick auf ihn, in dem joviel angeborene Würde als ernste Bedeutung lag, den er jedoch in der Hauptsache als Zurechtweisung empfand. Da sie sich unmittelbar darauf erhob, nahm auch er den Anlaß wahr, sich zu entfernen. Den Blick wurde er aber dadurch keineswegs los.

### Fünftes Kapitel.

Es war beiden jungen Leuten nicht unlieb, als noch am selben Nachmittag Elisabeths Bruder auf einige Tage zum Besuch eintraf. Er hieß Gallus und war auch ein wenig galligen Wesens. Sein Hauptstudium schien Ehrbegriff und Schicklichkeit zu sein, wie er auch leichter am Morgen die Hose verkehrt angezogen, als sich in der Etikette vergriffen hätte.

So hielt er schon am ersten Abend seiner Schwester eine wohlburchdachte Standrede. Es hatte sein Mißfallen im höchsten Grad erregt, daß sie als Verlobte des Herrn Greislein täglich mit dem Gehilfen allein speiste und daß sie überhaupt so kordial, wie er es nannte, mit ihm verkehrte. Er verfehlte auch keineswegs, ihr ein klassisches Beispiel zu liefern, wie mit Untergebenen umzulpringen sei.

Am folgenden Vormittag nämlich trat Urban in das Wohnzimmer, in der Erwartung, Elisabeth dort vorzufinden. Er hatte etwas mit dem alten Herrn zu besprechen und wollte zuerst erfahren, ob der Augenblick

günstig sei. Statt des Fräuleins trat ihm aber Gallus entgegen mit der ziemlich von oben herab gesprochenen Frage:

„Was wünschen Sie?“

Urban verstand diesen lässigen Tonfall allerdings. Außerdem ärgerte es ihn heimlich, daß Gallus schon einmal im Atelier erschienen war, ohne es für nötig zu erachten, sich vorzustellen. Er antwortete daher mit einigem Nachdruck:

„Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich heiße Gründel.“

„Sehr schmeichelhaft,“ war die gleichgültige Entgegnung. „Warum kamen Sie hieher?“

„Aus Versehen,“ erwiderte Urban kalt und wandte sich zum Gehen. In diesem Augenblick trat aber das Fräulein in den Raum, und da sie sich aus ihres Bruders verwunderter Miene und aus Urbans ärgerlichem Gesicht den Sinn der Szene rasch zusammenreimte, beilte sie sich, den Leßtern um so freundlicher zurückzurufen. Und weil in seinen Augen der Verdruß deutlich genug zu lesen stand, suchte sie ihn mit einem verständnisvollen Blick zu beschwichtigen, während sie ihm bedeutete, daß der alte Herr sehr wohl zu sprechen sein werde.

„Du stehst ja auf gutem Fuß mit dem Gehilfen!“ bemerkte Gallus nachher.

„Und du auf schlechtem Fuß mit der Wohlstandigkeit,“ war des Fräuleins schlagfertige Antwort, worauf sie den Bruder seinem Erstaunen überließ, um ihrerseits den häuslichen Geschäften weiter nachzugehen.

An diesem Tag bestand die mittägliche Tischgesellschaft aus vier Personen; denn Gallus hatte gefunden, es gehöre sich, daß die Tage seiner Anwesenheit mit etwas stärkeren Punkten markiert würden, als diejenigen, die zum gemeinen Gefindel der gehaltlosen Alltäglichkeit zählten, und darum war Herr Greislein zur Tafel geladen worden.

Der Feierlichkeit des Augenblicks entsprechend wurde die Suppe unter erbaulichem Schweigen eingeleckt. Elisabeth machte sich als Hausfrau viel Sorge und Mühe. Urban dachte grimmig, es sei immerhin auch ein Ereignis, mit einem Schaf und einem Hammel menschlich zu Mittag zu speisen. Gallus fand, daß die Teller auch sorgfältiger abgestimmt sein dürften. Herr Greislein jedoch erlaubte sich nicht, etwas zu denken oder zu finden, ehe Herr Gallus die Leuchte seines Geistes sprühen ließ, welches Ereignis denn der junge Herr nach gehabter Suppe mit einem durchaus geschulten Käuspern einleitete. Alsdann gab er bekannt, daß das Essen doch eine profane Sache sei, wenn nicht der Geist seine Würze dazu gebe.

„Ach ja, eben dachte ich's auch,“ pflichtete Herr Greislein bei. Und dann begann er an der Hand eines durchaus unpassenden Beispiels treffend zu erläutern, daß er den Sinn von Gallus' Bemerkung keineswegs gefaßt habe, was ihm auch ohne Widerrede gelang.

Herr Greislein war die lebendige Skandalchronik der guten Gesellschaft, und wenn er einmal mit dem Dessin seines Mundes das Buch aufgeschlagen hatte, so wurde seine Zunge nicht müde, Blatt um Blatt rückwärts- oder vorwärtszuwenden. Gallus, den seines künftigen Schwagers schlecht angebrachter Beifall, nicht zuletzt um Urbans hämischen Lächelns willen, verdrossen

hatte, ließ das männliche Klatschbäschen in Gottes Namen erzählen, aß mit Würde ein Bohnengericht und wartete mit männlicher Fassung auf den Moment, wo er mit besserem Glück eine zweite Betrachtung herausgeben konnte. Einen eigentlichen Genuß hatte niemand von Greisleins Geschichten, als er selbst. Elisabeth schämte sich ein wenig vor Urban, der Mühe hatte, seine Spottlust hinter einem gleichgültigen Gesicht zu verbergen.

Gallus war aber eine zu sparsame Natur, um nicht wesentlich eine Nutzenanwendung aus Greisleins Anekdoten zu ziehen, und als dieser endlich unter allen Anzeichen der Erschöpfung vor Anker ging, stellte der künftige Staatsmann fest, daß der seine Brauch eben doch das einzig zuverlässige Mittel sei, die Gesellschaft auf einer gewissen Höhe zu erhalten und dem einzelnen Individuum den sonnigen Stempel der vornehmen Menschlichkeit aufzuprägen.

Das Fräulein verstand alsobald, was damit gesagt sein sollte, und kampfbereit entgegnete sie:

„So hätten wir also das seltene Vergnügen, in dir ein solchermaßen gestempeltes Individuum begrüßen zu dürfen.“

„Man kann wenigstens von mir lernen, Schwester,“ war Gallus' vielsagende Entgegnung.

„Ich gebe es neidlos zu,“ lächelte das Fräulein. „Die Art zum Beispiel, wie du die Gabel führst, ist schlechtweg genial zu nennen . . .“

„Deine Art, darüber zu sprechen, aber nicht wohlmeinend.“

„Das kann man etwa auch noch von dir lernen?“ fragte Elisabeth mit einem sprechenden Seitenblick auf Urban.

„Jedenfalls bedarf das Wohlwollen am dringendsten der weisen Einschränkung durch die Gebräuche.“

„Du wolltest vermutlich sagen: die Bräuche der Wertung durch das Wohlwollen.“

Etwas geärgert belehrte Gallus:

„Auch dieser Forderung wird meines Erachtens voll auf Genüge geleistet, indem zum Beispiel der Herr der Dame gegenüber zu einer schonenden Rücksichtnahme verpflichtet ist auch dann noch, wenn sie mit Waffen zu fechten beliebt, die mit der gepriesenen Holseligkeit ihres Geschlechts nicht im Einklang stehen.“

„Auch dann noch, wenn diese Dame des schonenden Herrn leibhaftige Schwester ist,“ spottete das Fräulein. „Das muß ich loben.“

„Leibhaftige Schwester ist gut,“ wiederholte Herr Greislein fröhlich.

Gallus hielt es an der Zeit, eine Mahnung anzubringen; darum bemerkte er zu Elisabeth:

„Du bist heute sehr guter Laune.“

„Und du leidlich eintönig,“ war die Antwort.

„Nun,“ — Gallus faßte seine Seele in Geduld — „du mußt doch zugeben, daß sich das schöne Geschlecht des vollsten Schutzes der Bräuche erfreut . . .“

„O ja, und noch mehr: daß die Bräuche dem starken Geschlecht keine einzige seiner Freiheiten streitig machen.“

„Etwas dem schönen?“

„Nicht doch,“ spottete Elisabeth ernsthaften Gesichtes; „des schönen Geschlechtes vornehmste Freiheit besteht doch im Schutz des starken Geschlechtes.“

„Nun, und? Bedarf es etwa eines weitern?“



„Vielleicht,“ antwortete Elisabeth hinterhältig.  
 „Was soll das heißen?“ Gallus ahnte einen Hieb, und es ward ihm etwas ungemütlich.

„Aus Herrn Greisleins Geschichten,“ sagte Elisabeth langsam, „scheint hervorzugehen, daß dem schönen Geschlecht zu Zeiten — ein Schutz vor dem Schutze des starken Geschlechtes not täte . . .“

„Schutz vor dem Schutze des starken Geschlechtes, das ist herrlich!“ sang Herr Greislein wieder den Refrain.

Elisabeth aber erschraf nun ob ihren eigenen Worten, und die Röde stieg ihr langsam und sichtbar in das schöne Gesicht. Mit einem stummen Blick legte sie die Verteidigung ihrer Sache in Urbans Hände und entfernte sich, um, wie sie entschuldigend zu Herrn Greislein sagte, nach dem Kaffee zu sehen.

Gallus war betroffen.

„Was soll nun das wieder bedeuten?“ sagte er endlich, wie für sich.

Urban fühlte, daß das Wort an seine Adresse gerichtet war, obgleich Gallus sich nicht geradeaus an ihn wandte. Da er jedoch gerne bereit war, eine deutliche Auskunft zu erteilen, ließ er sich folgendermaßen vernehmen:

„Das soll vermutlich sagen, daß der Mann wohl der Frau nicht gestattet, die Bräuche zu verletzen, während diese, offenbar aus Erkenntlichkeit, dem Mann erlauben, über die Ehre der Frau nach Belieben zu schalten und zu walten.“

Herrn Greisleins verblüfftes Gesicht bekamte unversehens, daß er leichter ein Hammelbein verdauen werde als diese Rede. Zum bewußten Gedanken kam es indes auch diesmal nicht.

Gallus schaute dem Sprecher ernst ins Gesicht; doch fragte er nicht weiter und schien das Thema als erledigt betrachtet zu wünschen. Da Urban auch keine Veranlassung hatte, noch ein ferneres beizufügen, schlenderte er zufrieden seine eigenen Gedankenwege weiter, derweilen abermals eine tiefe Stille eintrat.

Als das Fräulein zurückkam, merkte sie sogleich, daß das Gespräch beendet war. Aus einem fragenden Seitenblick ihres Bruders auf den unbekümmert dastehenden Urban schloß sie ferner, daß dieser gesprochen hatte. Ueber beide Feststellungen war sie in gleichem Maße erbaut, Gallus aber noch keineswegs bekehrt.

Am Nachmittag fiel Gallus die Aufgabe zu, Urban zu rufen, weil der alte Herr seiner bedurfte. Er öffnete gemächlich die Türe des Ateliers und sprach in allem Gleichmut, den wirkliche sowohl als auch eingebildete Ueberlegenheit verleih, den Gehülfen also an:

„Sie sollen herunterkommen.“

Urban schaffte leise pfeifend an seiner Arbeit weiter. Daß ihm das Blut zu Kopf stieg, sah Gallus nicht; doch zwickte es ihn, daß er nicht antwortete. Daher fragte er mit schärferem Nachdruck, ob er nicht gehört habe.

Und Urban pfiß weiter.

„He! Zum Kukuck, Urban! Sind Sie denn taub?“ rief nun Gallus ärgerlich.

Da richtete sich Urban auf und schaute den Erboten an mit einem seelenruhigen, erstaunten:

„Herr . . .?“

„Ich heiße Grollt,“ jagte Gallus bedeutungsvoll.

„Sehr schmeichelhaft,“ erwiderte Urban gleichgültig und wandte sich ruhig seiner unterbrochenen Arbeit wieder zu, worauf Gallus mit Schärfe abfuhr.

Bald darauf erschien das Fräulein im Atelier, um Urban erheblich auszuselten über seine Torheit, sich solchermaßen in Gallus' Philistereien einzulassen, so daß, als die Rede in unverminderter Kraft und Klarheit geschlossen hatte, er ziemlich kleinmütig hinter Elisabeth herging, um endlich dem alten Herrn zu Wunsch zu sein. Daß Gallus, an dem er vorbeikam, auch ein längliches Gesicht machte, sah er in seiner Zerknirschung nicht. Das Fräulein hatte auch diesem ein Sprüchlein aufgejagt.

Gallus war nun unverdorben genug, die Berkehrtheit seines Verhaltens einzusehen. Und da sich endlich das Bedürfnis in ihm regte, sich über seine Stellung gegenüber den heute überhaupt gewonnenen Erfahrungen klar zu werden, zog er sich in sein Zimmer zurück, um für den Rest des Tages allein zu sein und aus den empfangenen Lehren die Nutzenwendung zu ziehen. Er war eine ebenso nachdenkliche als tapferere Natur. Den neuen Fragen, die jeder neuen Erkenntnisblume als goldener Samen für künftige Erkenntnis entrollen, ging er nicht nur nicht aus dem Weg, sondern es war ihm ein innerliches Bedürfnis, den Dingen auf den Grund zu sehen, unbekümmert darum, welcherlei Konsequenzen ihm daraus erwachsen. Dabei gereichte es ihm allerdings häufig zum Schaden, daß er bisher seinen Meister noch nicht gefunden hatte.

Es konnte jedoch nicht ausbleiben, daß Gallus sein ferneres Verhalten zu den Personen des Hauses nach dem Eindruck, den er heute von ihnen empfangen hatte, änderte, und daß nun diese seine veränderte Haltung den gegenseitigen Verhältnissen von Geist und persönlichen Werten besser entsprach, kam dem Zusammenleben der jungen Leute sehr zugute. Der Grundton des täglichen Verkehrs ward ein achtungsvolles Wohlwollen. Man nahm Rücksichten aufeinander, und die Gespräche, auch wenn man gegenteiliger Meinung gewesen war, ließen stets einen erfreulichen Eindruck zurück. Man begann, einander gerecht zu werden. Auch die Männer rückten sich, voneinander angezogen, näher, und bald verbrachte Gallus manche Stunde des Tages im Atelier. Ja, als Gallus' Aufenthalt zu Ende gegangen war, empfanden die Zurückbleibenden sein Fernsein anfänglich als eine Lücke, die sie unwillkürlich dadurch auszufüllen strebten, daß sie einander noch näher traten. Die jungen Leute lebten miteinander wie Schwester und Bruder und gewannen sich auch lieb als solche.

## Sechstes Kapitel.

Hinter der Frau Wirtlein altem Haus, in dem Urban wohnte, lag ein geräumiger, wohlgepflegter Garten, in dem Obstbäume mit Gemüsepflanzungen und Himbeerbüsche mit Blumenbeeten auf das Anmutigste wechselten.

Solange noch irgendwo im Land ein freundlich Lüftchen ging, hörte es hier nicht auf zu blühen und zu grünen. Und während das Haus selber den dürren Südwind abhielt, wehrte die alte, hohe Kirche, die den Garten auf der andern Seite mit vier Fenstern in seiner



Prinzessinnen und Prinz zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg.  
Nach dem Gemälde von Caspar Ritter, Töb-Kerkerhof.

ganzen Breite begrenzte, dem Nord den Zutritt. Zwischen den Häuserlücken hindurch hatte aber der West, wenn er just im Land war, noch jederzeit den Weg in den Garten gefunden, und das Mauerlein, das den letztern nach der Straße zu abschloß, war dem behenden Ost ein geringes Hindernis.

Zurzeit standen Matten, Beete, Baum und Busch lichterloh in Blütenflammen. Es war just Sonntagvormittag, und noch schwellten die letzten Klänge des Glockengeläutes singend um den grauen Turm, während hoch über dessen glimmerndem Helm die Schwalben im goldflüssigen Sonnenschein schwimmend immer noch ihr köstliches Morgenbad genossen.

Sonst aber war es so still, daß die Orgelklänge, die nun gleich kühlfrischen Waldbächen volltönig den hohen Kirchengiebeln entauschten, den Garten ganz und gar erfüllten.

Mitten in diesem Garten nun stand in ihrem hellen Hauskleid wie ein aufrechtes Schönwetter-Wölkchen die zierliche Lydia vor einem Gemüsebeet. Sie hielt ein Salatköpfchen in der Hand, worauf mit leichten Schwingen ein weißer Falter schwebte. Ihr Gesichtchen neigte sich sinnend darüber hin, derweilen sie aus Sonnenlicht ein silbernes Krönchen auf dem blonden Scheitel trug. Ueber ihrer feinen Braue hatte sich aber eine junge Sorge eingensistet.

Die beiden ältern Frauen waren zur Kirche gegangen, und Lydia lag es heute ob, als eine niedliche Kapellmeisterin das summende Quartett der Kochtöpfe in der Küche zu dirigieren. Da ihr aber die schwierigsten Kompositionen schon unter allgemeinem Beifall zu gestalten wiederholt gelungen war, konnte dieser Umstand ihre Sorge kaum veranlaßt haben. Da der Salat prächtig stand, der Spinat nach Wunsch gedieh, der Weißkohl sich gut anließ, der Rosenkohl einen durchaus ernst zu nehmenden Anlauf nahm und der Blumenkohl das Aeußerste zu leisten willens schien, mußte auch der Garten an Lydias Klümmernissen unschuldig sein. Dem Falter konnten ihre Betrachtungen nicht gelten; denn er hatte sich schon lange weiter geschwungen, während sie immer noch am selben Fleck verharrete. Das zu ihrer Aussteuer verwendete Linnen war bei aller Feinheit durchaus haltbare Ware; ihrer Spitzen hatte sie sich vor dem kritischsten Auge nicht zu schämen, und die Arbeiten waren bereits soweit gediehen, daß voraussichtlich lange vor der letzten Frist alles fertig sein konnte. Aber an die Aussteuer dachte sie augenblicklich auch nicht.

In seinem Zimmer saß Urban und grübelte vor sich hin. Er war in der letzten Zeit stiller geworden. Es schien ihm offenbar etwas innerlich zu schaffen zu machen; hin und wieder konnte man ihn sogar ganz leise seufzen hören. Er gab an, das Geschäft nehme ihn so sehr in Anspruch. Aber Lydia dachte, das Geschäft könne ihn doch nicht hindern, ihr freundlich ins Auge zu schauen und für ein liebes Wort wieder ein liebes Wort zurückzugeben.

Sie suchte eine Schuld bei sich, und daß sie keine solche fand, geriet ihr zu bänglicher Unsicherheit, die in einem leicht bedrückten Wesen ihm gegenüber ihren ersten natürlichen Ausdruck fand, was er in seiner mangelhaften Aufmerksamkeit auch wieder mißdeutete. Weil

sie mit den Aeußerungen ihres Wesens und ihrer Liebe nun schüchtern an sich hielt, dachte er, daß sie mit ihrem Latein schon zu Ende sei. Je mehr diese Feststellung ihn von ihr entfremdete, desto ratloser ward sie und desto mehr ward er hinwiederum in seiner Meinung bekräftigt, sodaß sich endlich in aller Stille eine Mißstimmung in das Liebesverhältnis der jungen Leute eingeschlichen hatte.

Des alten Herrn Grotts Befinden ließ alles zu wünschen übrig. Er dämmerte zwischen wiederholten leichtern Schlaganfällen mühsam dahin und, wie er sich selbst zugestand, dem Verlöschen zu. Darum drang er darauf, daß Urban inbezug auf die Uebernahme des Geschäftes sich zu einer endlichen Entschliebung bekenne, damit ihn der alte Meister noch zu seinen Lebzeiten der Kundschaft empfehlend zuführen konnte, wie er es dieser schuldig zu sein glaubte.

Nun war es für Urban ein Leichtes, die Mittel zum Ankauf des Geschäftes, ja, wenn es sein sollte, auch des Hauses flüssig zu machen. Schwerer kam es ihn an, der alten Heimat, an der er mit seinem ganzen Herzen hing, zugunsten einer neuen, wo er sich erst noch einleben sollte, zu entsagen. Der Gedanke endlich, seinen Eltern am Sonnenuntergang ihres Lebens fern sein und in seinem heimathlichen Freundeskreis eine Lücke lassen zu müssen, bereitete ihm Kummer und trug nicht dazu bei, seine Entschliebung zu beschleunigen, so sehr auch anfänglich Lydia mit ihrem eigenen warmen Heimatgefühl das Zünglein der Wage auf die Seite des Meisters neigte, ohne daß Urban eigentlich mit ihr über die Sache geredet hätte. Bei einer nebenbei gegebenen Mitteilung von des Meisters Absichten hatte sie sich begnügt zu antworten, daß das wohl für sie erfreulich wäre; da er aber Haus und Hof habe und zudem das einzige Kind seiner Eltern sei, werde er wohl nicht gut darauf eingehen können. Er solle nur tun, was ihm wohlgetan scheine, und keinerlei Rücksichten auf sie nehmen.

Damit glaubte sie, ihn völlig entlastet zu haben, und konnte nicht begreifen, daß nur das der Grund seiner beginnenden Schweigjamkeit sei.

Allerdings waren es anfänglich nur diese Dinge gewesen, die ihn beschäftigten. Nach und nach gesellte sich aber noch ein anderes dazu, das in dem Maße, wie Lydia sich verschüchtert zurückzog, an Raum und Recht gewann, bis es endlich stark genug ward, aus eigener Kraft sich Platz zu schaffen.

Noch war sich Urban der Gefährlichkeit des neuen Gastes nicht bewußt; als aber in einem Augenblick, wo er heimlich nach einer vollen Gabe aus der Hand der Liebe dürstete, Lydias vermeintliche Aermlichkeit ihm plötzlich nahetrat, dachte er an Elisabeth.

Dieser Gedanke hatte weder eine bestimmte Färbung, noch eine bewußte Richtung. Er reute Urban auf der Stelle, er nahm ihn zurück, konnte ihn aber keineswegs ungeschehen machen. Seine nächste Folge war Schuldbewußtsein gegen Lydia, das ihn immer mehr bedrückte, je öfter der Gedanke wiederkehrte und je bestimmtere Gestalt er annahm.

Darum stand, als der Gesang der Gemeinde schon längst verklungen war, Lydia noch immer mit ihrem Salatköpfchen in der Hand zwischen den Gemüsebeeten. Sie dachte seit Tag und Nacht darüber nach, was sie



tun solle, um ihrem Geliebten zu gefallen, und durchwühlte alle heimlichen Kästchen und Schächtelchen ihres Mädchentums nach einem Geschenk, ihn sich wieder zu gewinnen.

Aus solchem Sinnen weckte sie aber endlich der klare Bass des Predigers, und da sie sich zugleich ihrer Töpfe und Pfannen in der Küche erinnerte, schnitt sie noch schnell einem Salatzwerg den Kopf ab und wandte sich darauf eilig mit der Beute dem Haus zu.

In der Küche hatte sich währenddessen eine Aenderung vollzogen. Aus dem Quartett war mit Pfeifen, Dudeln, Blasen und Brummen ein rechtes Orchester geworden, und Lydia fand sich mühelos in ihre neue Rolle als Darstellerin.

Das Stück handelte von Liebesorgen, und Lydia setzte da ein, wo die Liebhaberin auf Geheimmittel zu sinnen beginnt.

Während sie nun die Salatköpfe aufmerksam entblätterte, wünschte sie, ihr Herz auch also vor Urban entblättern zu können, damit er dessen süßen Kern zu sehen Gelegenheit fände. Weil er aber gerne die zarten Herzen der grünen Salatrosen aß, tat sie beide für ihn auf die Seite. Diese Szene begleitete einer der Musikantentöpfe mit einem lieblichen Flötensolo, das jedoch von einem Knall und einem anhaltenden fernen Donner unterbrochen wurde. Rauch und Dampf deutete auf etwas Unheimliches. Denn Lydia fand, als sie die abgelösten Blätter ins Wasser gelegt hatte, sie zu waschen, zwei hellgrüne Käupchen auf des Wassers Oberfläche schwimmen. Nun hatte sie die beiden Köpfe für durchaus untadelhaft gehalten; konnte es daher nicht ebensowohl sein, daß in ihrem Herzen, wenn sie es entblättern könnte, ebensolche Gäste zum Vorschein kämen? Und hatte am Ende solch ein Käupchen wirklich sein schwarzes Larvchen zwischen den zarten Blättern herausgestreckt, gerade während sich Urban daran weiden wollte? Aus ihren Augen rollten zwei Tröpfchen, und während sie in Gedanken ihr Herz in Tränen wusch, fiel auch in Wirklichkeit Träne um Träne in das Salatwasser. Mit einem feinen Geklimper stellte diesen Vorgang ein Pfannendeckel sympathisch dar, indessen ein Stöhnen der Bassgeige den leisen Seufzer Lydias anschaulich machte.

Mit einem tröstlichen Gang einiger versteckter Violinen wurde nun aber eine neue Stimmung eingeleitet. Lydia blieb es bei alledem unveränderlich gewiß, daß sie sich den Geliebten wieder gewinnen mußte. Und während sie nach den rechten Mitteln zu diesem Ende eifrig hin- und hersann, bewegte sich der Violinchor immer voller und zuverlässlicher aufwärts; bald gesellten sich die Hörner dazu; dann erwachte auch die Flöte; Klarinetten kamen aus der Höhe herabgesäuelt; Posaunen drängten sich durch das Gewimmel; Pauken und Trommeln fielen ein, und von einem unsichtbaren Chor angemeldet, traten die beiden Frauen mit Klärchen, die alle aus der Kirche kamen, auf den Schauplatz der Handlung.

Es ist nachzuholen, daß auch der Mutter die leise Mißstimmung in der Liebenden Verhältnis nicht entgangen war und daß sie energisch auf Abhilfe gedacht hatte.

„Höre, Lydia,“ begann sie ihre Rede, während die Großmutter das Orchester inspizierte, „mir ist während

der Predigt etwas eingefallen. Es ist so schönes Wetter heute, daß ich mit der Großmutter einmal nach Liebenstein hinauswandern möchte zu meiner Schwester, der Tante Emma. Da ihr euch bei uns alten Weibern doch langweiltet, könntest du einmal mit Urban deinen Vater besuchen. Ich habe die ganze Nacht von ihm geträumt, und der Pfarrer predigte so schön von der allmächtigen Liebe, wie sie aus allen Bäumen und Matten herausblüht und in der Luft sächelt und am Himmel Tag und Nacht in tausend Feuern brennt, daß es mir ordentlich eng geworden ist. Der Vater wird sich freuen, dich wieder einmal zu sehen, auch ist es eine Sache des Anstands, daß die Tochter ihm auch endlich den Bräutigam vorstellt. Ihr könnt fahren bis Großbach. Von dort führt ein stündiger Weg durch Wald und Wiesen nach Kleinbach. Ich brauche euch ja nicht mehr zu beaufsichtigen wie Kinder. Klärchen wird mit uns gehen.“

Mit diesem Dazwischentreten der Mutter hatte die Handlung offenbar eine sehr günstige Wendung genommen. Lydia sagte lebhaft zu und drückte der Mutter unter einem glücklichen Leuchten ihrer Augen die Hand. Darüber geriet aber das Orchester einfach aus der Fassung vor Freude. Denn das Zischen, Brausen und Dampfen stand in gar keinem Verhältnis mehr zum Sinn der Szene, und die Großmutter hatte genug zu tun, in der Eile den ärgsten Lärmachern zu steuern.

Währenddessen saß Urban einsam über einem Band Lenau und spiegelte sein Leid in den unergründlichen Tiefen schwermütiger Verse. Er dachte an dies und das, an seine Eltern, seine Freunde, seine Heimat, an den Meister, das Geschäft, Elisabeth und endlich auch an Lydia. Wie er aber auch verglich und abwog, so kam er doch zu keinem Resultat, und er ward es müde, seine Sorgen kreuz und quer auszumessen. Er legte auch endlich den Gedichtband weg und trat ans Fenster, um etwas anderes zu sehen und zu hören, als was ihn bis jetzt in Anspruch genommen hatte.

Draußen sprühte die Welt ordentlich vor Lebenslust, und das Blühen und Düften, Flattern und Summen erweckte in ihm die Sehnsucht nach Freude und ungetrübtem Glück. Weil man aber hiezu notwendig Menschen braucht, wandte er sich, solche zu suchen. Er wußte Lydia in der Küche und richtete darum seine Schritte dorthin. Denn Lydia gehörte nun doch einmal zu ihm. So kam er gerade dazu, als Frau Wirtlein als Beschließung ihres Gespräches sagte:

„Um Mittag fährt ein Zug; das Geschirr bringe ich selbst in Ordnung und will jetzt eilen, deinen Freund Griesgram auch aus seinem Eßigtopf herauszuziehen.“

„Hier ist er schon,“ lächelte Urban der erschrocken Frau über die Schulter. „Was soll's?“

Die Mutter faßte sich aber rasch.

„Lassen Sie sich's von Lydia sagen!“ antwortete sie. „Ich habe mein Teil getan. Und hängen Sie einmal für einen Tag Ihre Geschäftsjorgen zu den Werktagskleidern in den Schrank!“

Damit zog sie Klärchen mit sich und folgte der Großmutter nach, die soeben auch zufrieden die Küche verließ.

So standen dann die jungen Leute einander allein gegenüber. Lydia blickte Urban mit einem treulichen Lächeln ins Gesicht und harrete seiner Anrede, die denn auch gar nicht lange auf sich warten ließ.



Und während sie ihm dann erzählte, was die Mutter für sie beide ausgedacht hatte, konnte er nicht umhin, zu gestehen, daß sie gar seelenvolle Augen habe, daß ihr Mienenpiel bei aller Einfachheit ausdrucksvoll und ihre Körperhaltung selbst am Herdfeuer anmutig sei. Den Frühlingshauch, der von ihr ausging, stellte er nicht fest; aber seine Seele reagierte auf das Lichterspiel in ihren Augen und auf den Liebeszauber ihres Lächelns, sodaß, als sie endlich ihn fragte, ob er einverstanden sei, er freundlich antwortete, daß er sich sehr darauf freue.

Dann redeten sie noch von dem und jenem, bis er merkte, daß er ihrer Arbeit wenig förderlich sei. Da er zugleich die Frauen im Wohnzimmer hörte, begab er sich dorthin, um die Zeit bis zum Essen zu verplaudern. Die Frauen aber hatten nun gar keine Zeit für ihn; der beabsichtigte Besuch gab ihnen allein schon genug zu schaffen. Da auch Klärchen mit der Katze vollauf beschäftigt war, ging Urban schließlich kleinlaut in den

Garten hinab, wo er konstatierte, daß Blumen, Schmetterlinge und Goldkäfer nur ein unvollkommener Nothelfer seien für ein liebedürftendes Junggesellenherz.

Ehe er sich's aber versah, wurde er schon zum Essen gerufen und hatte sich nachher noch zu spüten, mit Lydia rechtzeitig zum Bahnhof zu kommen.

Das Paar machte einen durchaus stattlichen Eindruck, und Lydia wußte in ihrem modischen Straßenkleid die Dame artig zu geben. Höflich grüßten die Bekannten, und manches Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem schönen Paar.

Aber auch sie selber freuten sich ein jedes über das andere. Zuerst gingen die Augen, dann der Mund und schließlich auch immer weiter die Herzen auf. Und als sie auf dem Weg zwischen Groß- und Kleinbach Arm in Arm dahinschritten, fanden sie sich fast in ihre frühere Glückseligkeit zurück.

(Fortsetzung folgt.)

## Zu den Bildnissen von Caspar Ritter und Ernst Kreidolf.

Ein fürstliches Familienbild in den Spalten der „Schweiz“ bedarf der Begründung; denn auch die Tatsache, daß es sich um das virtuos gemalte Porträt von sechs schönen Damen und einem hübschen kleinen Jungen handelt, würde doch dessen Erscheinen in den Augen republikanischer Leser kaum rechtfertigen, obgleich auch bei uns Fürstenbilder im verstoßenen recht gern genossen werden, ein Umstand, dem vielleicht nicht zum kleinsten Teil gewisse ausländische Zeitschriften ihre Beliebtheit bei uns verdanken. Als Begründung nun für das Erscheinen des Bildes und zur Veruhigung streng schweizerisch republikanischer Gemüter mag dienen, daß der Urheber des Gemäldes der bekannte Schweizer Künstler Professor Caspar Ritter in Karlsruhe ist. Bereits hatten wir in diesem Jahrgang Gelegenheit, unsere Leser mit einem Werke dieses eleganten Porträtisten bekannt zu machen, mit dem Bildnisse seines Mitbürgers aus Töb bei Winterthur J. C. Heer<sup>\*)</sup>. Das Bildnis der Prinzessinnen und des Prinzen zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, das dieses Jahr im Glaspalast zu München ausgestellt war, malte Ritter im Auftrag der Gräfin Amelie zu Reichenbach-Lessonitz, wohnhaft Schloß Eugensberg bei Mannenbach am Untersee. Wie uns der Künstler mitteilt, schenkte sie das Gemälde mit den lebensgroßen Figuren ihrer Tochter und ihrem Schwiegerohne Prinzessin und Prinz zu Löwenstein zur Feier der silbernen Hochzeit am 9. Februar 1905 in Schloß Langenzell bei Heidelberg. Ihren Sitz hat die 1812 gefürstete Linie Löwenstein-Wertheim-Freudenberg im alten badischen Landstädtchen Wertheim, das etwas mehr wie 3500 Einwohner zählt. Auf waldiger Höhe überragen den Ort die ansehnlichen Ruinen des im Dreißigjährigen Krieg zerstörten Stammhauses des Geschlechtes, der Grafen von Löwenstein-Wertheim, und mit diesen großartigen Schloßtrümmern auf rotem Sandsteinfelsen, in schöner Gegend gelegen, soll Wertheim an Alt-Heidelberg im Neckartale erinnern. Wieviel Frauennamut und -schönheit das alte Geschlecht in seiner jüngsten Generation aufzuweisen hat, zeigt das Bild unseres Schweizer Künstlers, das seinen Eindruck gewiß auch auf unsere antimonarchischen Leser nicht verfehlen wird.

\*) s. S. 73.

Von weiblicher Anmut redet auch unsere farbige Kunstbeilage von Ernst Kreidolf, wenn auch von einer etwas anders gearteten, als sie im Flor der sechs jungen fürstlichen Damen sich verkörpert: es ist die rührende Anmut liebevoller Treuherzigkeit und gütiger Frömmigkeit, die auf den alten Zügen des sauberen Mütterchens von Partenkirchen zum Ausdruck kommt. Auch hier haben wir es mit einem Porträt zu tun, mit dem Bildnis einer Frau, die manchem Schweizer Künstler freundliche und frohe Stunden bereitet hat. Ernst Kreidolf, der sich in diesem Porträt wieder von einer ganz andern Seite zeigt als in den jüngst hier veröffentlichten Märchenbildern, weiß über das lebenswirdige Mütterchen, dessen Individualität er in dem fein und delikate empfundenen Aquarell mit soviel Liebe festgehalten, manch hübsche Züge zu erzählen. Sie war die Frau eines Lebzelters (Konbitors) und Wachsziehers, der aber auch Kaffee, Wein und Bier ausschenkte, und die Leutenchen hausten hinter der Kapelle St. Anton zu Partenkirchen. Beide liebte fröhliche Gesellschaften und freuten sich immer, wenn bekannte Gäste zu ihnen kamen. Da gab es denn manchen gemüthlichen Nachmittag bei ausgezeichnetem Kaffee und Backwerk, wenn sich fröhliche Schweizer Künstler mit ihrem Landsmann Walther Siegfried, der ja lange Jahre in Partenkirchen lebte, in der freundlichen Lebzelterei zusammenfanden. Adolf Städtl, L. Weber, Wilhelm Balmer, Albert Welti und Hans Beat Wieland waren dort häufige Gäste, zusammen mit Ernst Kreidolf, dem das schöne Partenkirchen in einem sechsjährigen Aufenthalt lieb wurde wie die eigene Heimat. Heute sind die beiden gastfreundlichen Alten tot; aber von dem Andenken, das ihnen ihre frohen und dankbaren Gäste bewahren, zeugt unser Bild und zeugen die hübsch charakterisierenden Worte, welche die Erinnerung an die gütige alte Frau Ernst Kreidolf eingab. Sie mögen hier zum Schlusse noch folgen: „Die alte Frau hatte ein stets sonniges, teilnehmendes, reiches Wesen, und sie war trotz ihres kräftigen, lebhaften Temperaments von seltener Güte und Frömmigkeit. Sie hatte immer eine ganze Menagerie von Tieren: Hühner, Enten, Gänse, Kagen, Hunde, Kanarienvögel, Gimpel. Was nur in das kleine Haus hineinging, mußte da mitleben und durfte keinen Mangel leiden...“

M. W.

## Totentanz.

Keine Lieder mehr erschallen  
In des Waldes goldnen Hallen;  
Sterbestill ist es geworden,  
Und die bleichen Teufelhorden  
Ziehen leis herein.

Horch, da tönet jäh ein Klingen,  
Wie wenn Harfensaiten springen,  
Und die Blätter, todeschrocken,  
Tanzen wirr wie Wintersocken  
In den Tod hinein.

Jetzt zu Ende ist der Reigen,  
Trauernd sich die Aeste neigen.  
Auf der Erde ruh'n die Toten,  
Und des Winters weiße Boten  
Hüllen sanft sie ein.

Josef Wif-Stäheli, Zürich.